

PROTOKOLL vom 26/27 September 2020

Bei der Zusammenkunft der Gofen Stiftung Ende September 2020 gab es ein breites Spektrum von Ideen und Meinungen zum Thema Kind und Bildung. Nach der Begrüssung durch die Präsidentin und ein paar Worten zur Stiftung ging das Wort an Herrn Professor Dr. Allan Guggenbühl. Er sagte, dass er sich ein Wochenende der Auseinandersetzung vorstelle. Ein lebhaftes Palaver. Alle Teilnehmer seien versiert und hätten eigene Ideen, Emotionen und Phantasien. Da seien Aufregung und sogar Streit durchaus möglich. Er selbst sei nur Teilnehmer, kein Moderator und kein Gesprächsführer. Bei den vielen interessanten, wichtigen Punkten stosse er bei zu langem Verharren auf demselben Thema höchstens ein Weitergehen an.

Das Palaver fängt mit dem Erwähnen von Astrid Lindgren an. Ihr Buch „Pippi Langstrumpf“ erschien vor 70 Jahren. Wie kommt es, dass Pippi nach so langer Zeit immer noch so viel Bedeutung hat? Ein Kind ohne Familie, ohne Vater und Mutter, die sich um es kümmern, ein Kind, das die Initiative ergreift und das, was es angefangen hat, auf oft überraschende Weise zu Ende führt. Ein aufmüpfiges Mädchen, das in freier Wildbahn lebt, wie die rote Zora, die eine Bande führt. Das sind Kinderbücher, die nicht moralisieren.

Es entwickelt sich eine Methode, die beim Kind Initiative verlangt und fördert, ein Gedanke, der sich durch den Erfolg der Pippi-Gestalt etabliert, aber immer mehr als Plage empfunden wird. Der Gedanke vom „selbsttätigen“, „kompetenten“ Kind bei den antiautoritären 68igern: „Schüler dürfen alles tun“, keine Grenzen, keine Strafen. Der Lehrer als Autoritätsperson, als Held, der die Welt verbessert, wird entthront. Das Kind empfindet ihn als langweilig und weltfremd, solange er die Rolle des Lehrers spielt. Das Kind wählt ihn heute als Person, als interessanten und ihm sympathischen Menschen. Das Kind möchte seine Lehrpersonen selber aussuchen.

In der Gesprächsrunde werden die verschiedenen Meinungen deutlich, der Teilnehmer als Zuhörer versteht, wie unterschiedlich wir Erwachsenen über das Kind denken und fühlen. Es wird uns klar, dass wir das Kind grundsätzlich als etwas Fremdes und Störendes empfinden, nicht berechenbar, willkürlich und chaotisch. Als Lehrer oder als Eltern bleibt nur die Auseinandersetzung mit ihm. Lebendig, ohne Ideologie oder Methode. In der jeweiligen Situation und im Moment.

Das Gespräch wendet sich der Ausbildung der Lehrpersonen zu. Den pädagogischen Hochschulen. Das Kind wird als selbsttätig verstanden, und soll lernen, selbständig zu arbeiten. Die Lehrpersonen halten sich an vorgegebene Richtlinien (Module), Schemata, die mit Hilfe von Statistiken erstellt und dem komplizierten System unserer Persönlichkeit nicht gerecht werden. Die Grundbausteine unseres Bildungssystems sind fast nur noch mit Daten erfassbar, das heisst, unser Wissen ist eher tot, als lebendig. Unsere Ausrichtung auf das Mathematische, auf die Technik hat uns in eine Sackgasse geführt. Um da wieder herauszufinden, versuchen wir die Art des Kindes zu verstehen und zu nutzen. Aehnlich wie bei der Kolonisation wenden wir bei der Nutzung Gesetze an, die überaltert sind: Normierung und Gleichschaltung. Die Kinder werden genormt und ihr Denken gleichgeschaltet. Uns interessieren die Leistungen und Kompetenzen der Kinder, nicht ihr Denken und ihre Psychologie. Nach der Ausbildung schleppt das Kind einen Rucksack voller Kompetenzen mit sich herum, mit denen es nichts anzufangen weiss. Denken hat es nicht gelernt.

Herr Kai Felkendorff als Dozent der pädagogischen Hochschule Zürich erwähnt, dass die Professionalisierung der Fachdidaktik aus Statistiken vorangetrieben werde und Fallstudien „outdated“ seien. Wie es sich während der Pandemie zeigte: die Oeffentlichkeit erwartet, dass Wissenschaft und Regierung sagen, wo es durchgeht. Eindeutig und endgültig. Ist diese

